

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur F. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 5. Dezember 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Geld.

Novelle von M. Böhm e.

(Fortsetzung und Schluß.)

Therese schwieg. Sie hatte nicht mit überstürzender Hast gesprochen, jeder Satz kam langsam und mit überzeugendem Nachdruck heraus. Es lag etwas eigenthümlich Bezwingendes, Einleuchtendes, Willenbeeinflussendes in der Sprechweise dieser willensstarken Frau, das auf Helene nicht ohne Wirkung blieb. Sie fühlte, daß die Freundin ihren Willen unterjochte, daß sie ihr eine Ueberzeugung aufdrängte, der sie im Grunde ihres Herzens nicht zustimmte; aber gleichzeitig empfand sie, daß Therese ihr Bestes wollte, und daß die Ansichten, die sie entwickelte, den in unserer Zeit allgemein anerkannten Satzungen vom Recht entsprachen. Was wußte sie, die Weltfremde, Unerfahrene, Unselbstständige von diesen Dingen. — Nach kurzem Zögern gab sie nach.

Als Therese nach einer Stunde das Haus verließ, trug sie die von Helene verfertigte wortgetreue Abschrift ihres Konzeptes in der Hand; sie brachte den Brief selbst zur Post und ließ ihn einschreiben.

X.

Helene's Antwortzeilen auf seinen Brief befremdeten Selm; das war so garnicht ihre Art zu schreiben, weder ihre Ausdrucksweise noch ihre Gesinnung. Er ahnte eine fremde Inspiration, zerbrach sich aber vergebens den Kopf, wer dahinter stecken könne. In K. war niemand, dem Helene ein so weitgehendes Vertrauen schenkte, um ihn in einer intimen Angelegenheit zu Rathe zu ziehen und Logirbesuch hatte sie auch nicht, sonst hätten die Schwestern, die ihn über alles auf dem Laufenden erhielten, ihm dies mitgetheilt.

Gleichviel, ihm lag alles daran, die Scheidung zu beschleunigen, und einerseits um keine Zeit zu verlieren, anderntheils um sich ganz als Cavalier zu zeigen, erfüllte er Helene's Wunsch und legte die Anerkennung seiner Verpflichtung in einem notariellen Akt nieder.

Helene hatte Frau Beyers Vetter, Dr. Egel in Berlin, mit der Führung ihres Prozesses betraut. Die einleitenden Schritte waren gethan, und der gesetzliche Sühnetermin, auf dem Helene, wenn sie ihres Klagerrechts nicht verlustig gehen wollte, persönlich zu erscheinen hatte, bereits anberaumt.

Helene hatte viel geweint in letzter Zeit; alles, was sie vordem durchgemacht, schien ihr im Vergleich mit dem, was sie jetzt leiden mußte, unbedeutend, klein, nebensächlich, nicht der Rede werth.

Mit schwerem Herzen packte sie den Koffer zu der Reise nach Berlin. Eine beklemmende Angst lastete auf ihrem Herzen. Sie fürchtete sich vor der Reise, vor dem Gericht, vor der Unterredung mit dem Anwalt, vor allem, was auf die unselige Angelegenheit

Bezug hatte. Nie hatte sie sich so verlassen, so einsam und unglücklich gefühlt als wie in dieser Zeit.

Sie schloß gerade den Koffer zu, als das Dienstmädchen eine Depesche brachte.

Aus Berlin, vom Anwalt Egel.

„Bitte, nicht abreisen. Undorhergesehene Umstände eingetreten. Weiteres folgt. Egel.“

Eine Stunde später kam ein zweites Telegramm:

„Herr von Selm von einem bedauerlichen Unfall betroffen. Große Lebensgefahr vorhanden.“

Und noch eine Stunde später die definitive Nachricht: Todt. —

Die nächste Post brachte einen ausführlichen Brief des Rechtsanwalts. Mitten im Kreise fröhlicher Zechgenossen war Selm von einem Gehirnschlag betroffen, wenige Stunden danach war der Tod erfolgt. — — —

Helene konnte der Beerdigung ihres Mannes nicht, wie sie beabsichtigt hatte, beiwohnen; die Aufregungen der letzten Zeit, welche die ebenso erschütternde als unerwartete Todesnachricht krönte, hatten ihre Kraft untergraben; noch mit den letzten Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, brach sie zusammen. Das Mädchen hatte sie ohnmächtig auf dem Boden liegend gefunden; im Fieber erwachte sie — nach Stunden. Der Arzt erklärte den Zustand für eine Nervenerschläffung und verordnete Ruhe; an die Reise konnte natürlich nicht mehr gedacht werden.

Pastor Preekmann vertrat seine Schwester bei der Beerdigung; er ordnete auch die Papiere des Verstorbenen, und als er in Berlin alle den Hinterbliebenen des Todten zukommenden Pflichten erledigt hatte, fuhr er nach K., um mit Helene das Weitere zu besprechen.

Aus den hinterlassenen Aufzeichnungen des so plötzlich dem Leben Entrissenen hatte Preekmann zu seiner nicht geringen Bestürzung ersehen, daß Frohwein Selm im Herbst die zur Deckung der Börsenschuld erforderlichen fünfzehntausend Mark gegen drei Prozent Zinsen geliehen hatte. Beide Geschwister waren darüber einig, daß diese Summe sofort zurückerstattet werden mußte; nur über die Art und Weise, wie dies geschehen sollte, entspann sich ein kleiner Streit. Der Pastor bestand darauf, die ganze Summe aus seinem Privatvermögen bezahlen zu wollen, ohne die „Stiftung“ anzugreifen. Helene wollte das Opfer des Bruders nur annehmen, wenn er diese dazu verwende. Schließlich einigten sie sich dahin, daß Karl Preekmann elftausend Mark und Helene ihre viertausend Mark hergab; dafür schwur Helene aber hoch und heilig, daß sie nie einen Pfennig der „Stiftung“ annehmen werde, da sie diese nicht mehr als bestehend betrachte.

Sie war allmählich wieder ruhig geworden; der Glaube an die Weisheit, Güte und Barmherzigkeit des Schöpfers war wieder

in ihr lebendig geworden und hatte ein schönes Gottvertrauen in ihr gefestigt.

Mit Gottes Hilfe wollte sie tapfer den Kampf ums Dasein aufnehmen. In A. beabsichtigte sie nur so lange zu bleiben, bis das Haus verkauft war; dann wollte sie nach Leipzig ziehen, dort eine große Etage mieten und Schüler resp. Schülerinnen des Konservatoriums bei sich aufnehmen, deren Uebungen sie auf Wunsch auch beaufsichtigen wollte. Für ihre freien Stunden hoffte sie einige Schülerinnen zum Klavier-Unterricht zu bekommen. Therese Beher hatte sie auf diese Gedanken gebracht, den sie mit Interesse aufgenommen und ausgestaltet hatte. Bei den vielen Verbindungen, die sie in den musikalischen Kreisen Leipzigs hatte, konnte es ihr nicht schwer werden, sowohl Pensionäre als Schüler zu gewinnen. Ganz zuversichtlich sah sie der Zukunft entgegen.

Auch mit dem Hausverkauf hatte sie ziemlich Glück. Im nächsten Frühjahr erwarb eine holländische Familie das Gebäude und bezahlte so viel dafür, daß wenigstens alle Hypotheken gedeckt wurden. Die neuen Besitzer wollten aber erst im nächsten Winter einziehen und machten er zur Bedingung, daß Helene bis dahin wohnen blieb.

Von Frohwein hörte Helene im letzten Jahr nur wenig. Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß die Scheidungsgeschichte ihm unsympathisch gewesen war; der Gedanke, daß er sie falsch beurtheile, beunruhigte und drückte sie oft in ihren einsamen Stunden; sie fürchtete, von ihm verkannt zu werden und die bloße Vorstellung erpreßte ihr Thränen.

Wie sehr sie in dieser Annahme irrte, bewies ihr ein im Anfang Mai eintreffendes Schreiben ihres Freundes.

„Ich habe nun wieder einmal eine Bitte an Sie, liebe Freundin,“ schrieb er am Schlusse des Briefes, „eine sehr große, unbescheidene Bitte. Meine Hausdame, die mir seit fünf Jahren die Wirthschaft führt, heiratet im Juli, und sie möchte so bald als möglich nach Hause, um ihre Ausstattung zu besorgen. Bis jetzt habe ich noch keinen Ersatz, und da möchte ich Sie bitten, uns über die „herrscherlose, die schreckliche Zeit“ ein wenig hinweg zu helfen. Ich würde es natürlich nicht wagen, ein solches Ansinnen an Sie zu stellen, wenn ich nicht Ihre Güte und freundliche Hilfsbereitschaft kennen würde und wenn — last not least — Trudchen mich nicht mit Bitten bestürmte, ihr das Wiedersehen ihrer geliebten Tante Helene zu ermöglichen. Welchen Jubel und welche herzliche Freude Ihre Zusage hier im Hause entfachen würde, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. Wir harren ungeduldig Ihrer Antwort.“ — —

Helene besann sich nicht lange, ob sie dem Wunsch des Freundes und seines lieblichen Töchterchens nachkommen sollte oder nicht. Ein wirkliches Glücksgefühl erfüllte sie bei dem Gedanken, daß sich ihr endlich einmal Gelegenheit bot, Frohweins selbstlose Freundschaftsdienste mit einer Gegenseitigkeit zu vergelten. Außerdem gestand sie sich gern ein, daß sie ordentlich Sehnsucht empfand, Pastor Frohwein und Trudchen einmal wiederzusehen.

Mit der nächsten Post ging ihre zusagende Antwort ab.

Sind wirklich schon beinahe vier Monate vergangen, seitdem sie von A. abreiste? Helene glaubt es nicht, kann es nicht glauben — aber doch! — Sie zählt an den Fingern: Mitte Mai war es, als sie ankam, — Juni, Juli, August — und nun hat der September begonnen. Herrgott, wie die Zeit läuft! Wie im Fluge reihen sich die Tage zu Wochen, die Wochen zu Monaten.

Sie ist es, als sei sie nach langer Reise wieder in das elterliche Pfarrhaus, in dem sie ihre glücklichen Kinderjahre verlebte, heimgekehrt. Heim — daheim! Was dies für ein Gefühl ist! In der frischen, warmen Atmosphäre ist ihr das Herz aufgegangen, ist sie wieder jung geworden. Auf ihren Wangen sind die Rosen wieder aufgeblüht und ihre Augen haben wieder Glanz bekommen.

Manchmal freilich legt sich wie grauer, kalter Nebel der Gedanke an die Zukunft über ihre fröhliche, zufriedene Stimmung. Vor ihren geistigen Augen steigt die Großstadt mit ihren lärmerfüllten Straßen auf; das Bild ihres zukünftigen Domizils, — die Etage im Centrum der Stadt — das unruhige Getriebe um sie herum — verdrängt minutenlang die friedliche, behagliche Gegenwart. Aber sie verscheucht die Bilder, so viel sie kann; so lange als möglich will sie ungestört das Glück und den süßen Frieden dieser Gegenwart genießen.

Samstag Abend. Trude hat nach alter Gewohnheit ihr Bad genommen und ist zeitig schlafen gegangen. Der Pastor arbeitet in seiner Studirstube an der morgigen Predigt, und im Hause herrscht schon die Ruhe und die Feiertagsstimmung des kommenden Sabbats.

Mitten im Hof, dem Pfarrhaus gegenüber, steht eine uralte, riesenhafte Linde und breitet ihre dichtverästelte Krone als ein grünes, regenficheres Dach über den viereckigen Platz. Unten an den gewaltigen Stamm schmiegt sich eine kleine Bank; das ist Helenens Lieblingsplatz.

Halb zehn schlägt es vom Kirchturm. Auf der Dorfstraße, die hart am Pfarrhof vorüber führt, ist es allmählich still geworden. In langen grauen Schwaden zieht die Dämmerung über die Erde und breitet, aufsteigend, ihre Schleier über die Welt. Schon beginnen die Konturen des stattlichen Pfarrhauses in dem wogenden Duft des Abends zu versinken; wie eine große, dunkle Masse liegt es da, das weite, von Rosen-, Weisblatt- und Glyceriniengrün umspinnene Gebäude; nur hier und da leuchtet noch ein Stück weißen Gemäuers hervor, und am Gartenzaun nicken zartfarbene Malven durch das Abenddämmern. Weit hinten am Horizont, im Westen, aber flirrt und gleißt und glänzt ein Gewoge von schimmerndem Gold und funkelndem Silber — ein unruhiges, aufgeregtes Sprühen, Zueinanderfliehen und Auseinanderströmen von augenblendenden Lichteffecten.

Gold! Silber! — Geld! — — Helene faltet die Hände im Sajoße und ein kaltes Etwas streicht durch ihre Seele; ihr graut vor dem Geld und seiner dämonischen Macht über die Menschen. In der vorigen Woche jährte sich der Todestag ihres Mannes. Ohne Groll und Bitterkeit, mit stiller Wehmuth gedenkt sie des Todten. Des Freundes milde Urtheil echoet in ihrem Herzen: Vieles lag brach in ihm, vieles wäre anders geworden, wenn man ihn nicht von Kind an das Geld als obersten Gott verehren gelehrt hätte. Das Geld war sein Gott; kein Wunder, daß er ihm Altäre baute und dann sich selbst und anderer Glück darauf opferte.

Auch an Therese Beher denkt Helene in dieser Stunde, und ein leises Lächeln fliegt plötzlich um ihre Lippen, wie sie sich die letzte Szene im Speisezimmer vergegenwärtigt, da, als Therese neben ihr auf der Chaiselongue saß und ihr die eindringliche Rede über den Werth des Geldes und die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung und die Berechtigung des „gesunden Egoismus“ hielt. Helene muß lächeln. Gute, liebe, treue Therese! Du meinst es gut und ehrlich, und Deine Ansichten sind die eines gesunden, lebensfrohen, energischen, modernen Weltmenschen. Draußen in dem lauten Getriebe der Welt mag auch Dein „gesunder Egoismus“ am Platze sein und seinem glücklichen Besitzer Nutzen bringen, aber in meinen altmodischen Ansichten und Empfinden will, leider Gottes, diese von modernen Zeitverhältnissen gezüchtete Pflanze durchaus nicht Wurzel schlagen.

Liebe, gute Therese, denkt Helene in einer plötzlichen Schwermuthsanwandlung weiter, wie oft wirst Du noch Gelegenheit haben, mir Vorhaltungen zu machen und mir Deine wohlgemeinten Rathschläge zu geben! Und doch wirst Du keine Freude an mir erleben. Ich werde ewig ein unpraktisches, beschränktes, unselbständiges Wesen bleiben, ich passe einmal nicht in Eure Welt, — meine Welt ist das kleine, engumgrenzte Reich einer stillen Häuslichkeit. — — O Gott, wie soll es mir da draußen ergehen? — — — —

„Woran denken Sie denn, Frau Helene?“ fragt plötzlich eine freundliche, sonore Stimme neben ihr. Sie hat es garnicht bemerkt, daß Frohwein von der Gartenseite hergekommen ist und nun neben ihr steht. „Darf ich fragen, was Sie betrübt, weil sie so seufzen?“

„Sie verwöhnen mich hier, Sie und Trudchen,“ erwidert Helene aufrichtig. „Was werde ich alles entbehren müssen, wenn ich erst wieder fort bin! Ich gehe wirklich schwer fort — —“

„Ja, — — müssen Sie denn fortgehen?“

„Nun, einmal doch, — — wenn Sie eine passende Dame gefunden haben. Und ich muß mich auch bald in Leipzig nach einer Wohnung umsehen.“

„Sie müssen das? O, — und ich hoffte, Sie würden für immer bei uns bleiben — — als meine liebe Frau und Trudchens Mutter. So, — nun ist es heraus, was ich schon lange auf den Lippen hatte, — aber, im Grunde kann es Sie doch nicht überraschen, — Sie müssen doch lange, lange wissen, wie lieb ich Sie habe, Helene! Und, nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, daß ich die inhaltschwere Frage so ganz schlicht und trocken hervorbringe. Wie Sie von uns geliebt werden, das brauche ich Ihnen nicht zu schildern, aber dürfen auch wir hoffen, Sie ganz zu behalten, als ganz die unsere?“

Helene schweigt. Sie kann nicht gleich antworten; stumm und selig lauscht sie der ernstesten, gehaltenen, und doch von tiefer innerer Bewegung durchzitterten Stimme. Sie muß die Hand auf das Herz pressen, in dem plötzlich ein heißes, namenloses Glückgefühl aufstammt. Lieben und geliebt werden — — das Ziel ihrer steten ungestillten Sehnsucht! Ist es wahr? Kein Traum? Kein Trug?

„Ich kann's nicht fassen! Ich kann nicht glauben, daß noch solch ein Glück, — — Sie haben Mitleid mit mir, — — nur Mitleid,“ murmelt sie.

Da setzt er sich neben ihr auf das schmale Bänkchen und nimmt ihre Hand.

„Du zweifelst an meiner Liebe, Helene?“

„Ich — mein Gott — ich, die unbedeutende, beschränkte, häßliche, alternde Frau.“ Ihre Hand zittert in der seinen, und als er sie fester an sich zieht, geht ein seliges Erschauern durch ihren Körper.

„Ich habe Dich geliebt, als Du noch fast ein Kind warst, Helene,“ sagte er leise, „damals, als Du noch mit hängenden Zöpfen und fußfreien Kleidern über die Wiesen von Groß-Gilbomitz sprangst. Dich habe ich geliebt, nicht das bißchen Jugendfrische und Anmuth, sondern Dich, Dein inneres ureigenes Ich, Dein warmes, treues Herz, Dein goldenes, unschuldiges Gemüth, und das liebe ich heute wie damals, das hast Du mir in unverfälschter Reinheit und Schöne wieder mitgebracht von Deiner Weltreise, während der ich mich krank nach Dir gesehnt habe; das liebe ich heute, wo es die Züge einer ernstesten gereiften Frau trägt, beinahe noch mehr als zu jener Zeit, und das werde ich lieben, wenn Du dereinst mit weißen Haaren hier unter der Linde sitzt, — aber was rede ich, — ich vergesse ja beinahe, daß ich volle zehn Jahre älter bin als Du! Sag, Helene, — hast Du denn nicht gewußt, daß ich jetzt, wo Dein Trauerjahr vorüber ist — — daß es so kommen mußte? — — Eigentlich habe ich noch gar keine Antwort von Dir — —“

Nein, sie hat nichts gedacht, nichts gehofft, nichts gewußt, ihr bescheidener Sinn hatte sich nie vermessend, an ein so vollkommenes, wundervolles Glück zu glauben. — —

„Ach, daß Vater und Mutter das erlebt hätten, Reinhold — das Glück! das Glück! — —“

Mit einem mal ist es Nacht geworden. Aber nur für Minuten. Dann drängt sich leuchtend und lächelnd der Mond aus den Wolken hervor und streut durch das Lindenlaub große blasse Silberblüten über die dunkle Erde. Im Westen, am Horizont verschwindet eben der letzte helle Schein des Lichterspiels, erlöschend wie eine Kerze und darüber sinken die Nebel und der Frieden der Sabbatnacht.

(Nachdruck verboten.)

## Eine Reisebekanntschaft.

Von Elisabeth Grahl.

„O, eine Minute.“ Der Zug hält. Eine eigentliche Station mit Empfangsgebäude und Billetschaltern ist es nicht, es ist sozusagen nur ein kleiner Haltepunkt mit einer Bretterbude, die den Wartenden bei Regenwetter Schutz gewährt. Daneben ein kleines unscheinbares Häuschen, das sogenannte Bureauzimmer des hier dienstthuenden Beamten ist darin untergebracht. Hauptsächlich ist dieser Haltepunkt zur Bequemlichkeit der in der Nähe liegenden Zuckersabrik eingerichtet, um den Güter- und Frachtverkehr zu erleichtern.

Sobald will sich der Zug in Bewegung setzen und mit Quietschen und Stöhnen lösen sich die Räder von den Schienen, als von einer vom Laufen halb erstickten Stimme ein Koupee 2. Klasse verlangt wird. In demselben Augenblick öffnet der diensthabende Schaffner noch schnell eine Wagenthür und ein Herr steigt ein. Ein nicht sehr großer Herr mit blondem Vollbart und klugen grauen Augen, die durch eine Brille noch gelehrter aussehen. Erhitzt und hastig athmend sitzt der neu hinzugekommene Fahrgast in seiner Ecke. Jetzt holt er ein Taschentuch aus seiner Ueberziehtasche, um die beschlagenen Brillengläser zu putzen. Behaglich will er sich's auf seinem Platz bequem machen, als sein Blick nach der schräg gegenüberliegenden Koupeecke fällt, höflich grüßend faßt er in demselben Augenblick nach seinem Hut. Bis jetzt hatte er die junge Dame nicht bemerkt, sein hastiges Einsteigen und die beschlagenen Brillengläser hatten ihn garnicht dazu kommen lassen.

Die junge Dame hat höflich und mit leichtem Neigen des Köpfchens seinen Gruß erwidert, nun sitzen sie sich schweigend eine Weile gegenüber.

Sie hat sich in die Polster zurückgelehnt und sieht anscheinend gleichgiltig in die Landschaft hinaus, die an ihren Blicken vorüberfliegt, er aber beobachtet mit Interesse sein vis-à-vis. Sie ist nicht gerade eine Schönheit, die junge Dame, nein, aber sie hat etwas ungemein Anziehendes in ihrem Gesichtchen. Lebenslustige von Uebermuth blizende Augen, über der Stirn kräuselnd sich kleine natürliche Lockchen, ein kleines Stumpfnäschen und ein zierlicher Mund scheinen für das frische muntere Gesicht wie geschaffen.

„Darf ich fragen, wie weit Sie fahren, mein gnädiges Fräulein?“ hört sie sich auf einmal angesprochen.

Munter und lebhaft schaut sie den Herrn an: „Bis S., noch vier Stationen von hier, in R. muß ich umsteigen.“

„Nun“, meint sich höflich verneigend der Herr, „dann habe ich ja die Ehre noch eine Strecke mit Ihnen zusammen zu fahren, ich muß gleichfalls in R. umsteigen und fahre noch weit über S. hinaus.“

Ein Gespräch ist nun im Gange, doch noch stockt es, was sollen sich auch zwei ganz fremde Menschen erzählen? Im nächsten Augenblick ertönt ein Pfiff und unser Zug hält, es ist wieder eine ganz unscheinbare Station, ein Dummelzug hält ja überall.

„Kommt nur hier herein Kinder, vielleicht ist hier noch Platz,“ in demselben Augenblick öffnet ein Herr das Koupee, in dem unser Pärchen sitzt. Um ihn herum stehen seine Kleinen halb erfroren, denn es ist Anfang März und der Wind weht scharf. Nun, sehr erbaut ist unser Pärchen gerade nicht, als der reich gesegnete Vater mit seinen sechs Sprößlingen einsteigt, aber sie machen gute Miene zum bösen Spiel und etwas wie Mitleid fühlt die junge Dame. Sie ist in ihrer drolligen Art behülflich, dem glücklichen Vater seine sechs im Koupee unterzubringen, dann setzt sie sich auf den gegenüberliegenden Sitz und zählt „1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 6 — na da seid Ihr ja alle glücklich untergebracht, Ihr Orgelpfeifen.“ Und hell lacht sie und fängt an, sich mit den Kleinen zu unterhalten.

Artig bedankt sich der Vater bei der jungen Dame und fügt halb sich entschuldigend hinzu: „ich fahre nur eine Station bis R., da müssen wir auf einen anderen Zug übergehen, ich wäre auch im Leben nicht gereist, wenn die Kinder nicht einmal alle hätten zur Großmutter kommen sollen, sie ist eine 80jährige Dame und wollte die Entelchen zu ihrem Geburtstag um sich haben, na und da habe ich dem Vitten nachgegeben.“

Wie reizend die junge Dame es versteht, sich mit den Kindern zu unterhalten, und ihre frische drollige Art gefällt dem jungen Herrn sehr, wie sympathisch ihre Stimme klingt, ein klein wenig heiser ist ihr Organ, aber es erhöht nur die Drolligkeit ihrer ganzen Art und Weise.

„N. 15 Minuten“, ertönt's nun von allen Seiten und der Zug fährt in den stattlichen Bahnhof ein. Die 6 Orgelpfeifen erheben sich gehorsam von ihren Plätzen, der glückliche Vater verläßt zuerst das Koupee, ebenso behüllich wie vorhin ist ihm auch jetzt die junge Dame und ein nach dem andern nimmt er von ihr gereicht in Empfang. „1, 2, 3, 4, 5, 6 und hell lachen sie alle mit einander.“

Die letzte Strecke fährt unser Pärchen allein, der Mann ist nun gebrochen, sie unterhalten sich ganz reizend zusammen und kurz bevor unsere junge Dame aussteigt, erfährt der Herr noch, daß sie das jüngste Pastorentöchterchen aus S. sei.

„S. aussteigen.“ Gleich darauf verläßt die junge Dame den Zug, nachdem sie sich mit herzlichem Händedruck von dem Herrn verabschiedet hat. Er bleibt am Wagenfenster stehen und schaut ihr nach, sie gefällt ihm, das kann er nicht leugnen, was sie für eine tadellose Figur hat und vor allen Dingen ihre herzerfrischende Art. Schnell notirt er ihre Adresse „jüngstes Pastorentöchterchen aus S.“ und ein Schmunzeln geht über seine Züge, die Post ist ja findig, warum sollte denn ein Brief oder Paket nicht auch unter solcher Adresse ankommen, der Ort ist ja nur klein und gewiß ist sie in der ganzen Stadt bekannt, die Kleine.

Spät kommt unser Reisender in T. an, wo er einige Tage geschäftlich zu thun hat und dann seine Weiterreise nach dem tiefen Rußland hinein weiter fortsetzen will.

Am nächsten Morgen geht er zuerst in einen Blumenladen, ein herrliches Bouquet mit einer für diese Jahreszeit seltenen Blumenpracht läßt er einpacken und unter der bewußten Adresse wird es abgeschickt.

Kopfschüttelnd besieht der Postbeamte von S. die eigenartige Adresse, aber er kennt ja das jüngste Pastorstöchterchen ganz genau und mit der Weisung für den Paketträger, daß es für Fräulein Annie Morgenstern ist, wird das Paket ihm ausgeliefert. — — —

Fräulein Annie hat mit der um 2 Jahre älteren Schwester ihr Zimmerchen zusammen. Es ist ein niedliches Stübchen, einfach eingerichtet, so wie es für ein Pastorenhaus gern gesehen wird. Zwei schneeweiß gedeckte Betten, ein großes altmodisches Sopha, davor ein großer, runder Tisch, auf dem viele Bücher liegen, Kleiderschrank, zierliche Waschoilette, die sich die jungen Damen mit Stoff drapirt haben, viele Nippfächelchen auf kleinen Etageren, reizende Decken auf Kommode, Sopha und Tisch, sowie schneeweiße Gardinen geben dem Zimmerchen etwas ungemein Behagliches. Es ist so ein echtes Stübchen, wie es die jungen Mädchen in kleinen Orten haben, und wie stolz ist Annie und ihre Schwester auf ihr Zimmerchen!

Annie hat sich zum Mittagsschläfchen aufs Sopha gelegt, ihr steckt die Reise noch in den Gliedern. Raun ist sie eingeschlafen, so weckt sie ein Klingeln an der Hausthür und gleich darauf hört sie die wohlbekannte Stimme des Postboten, dem das Mädchen geöffnet hat. „An ihr jüngstes Fräulein — A — n — n — ie — ein Paket,“ gleich darauf kommt's auch die Treppe in die Höh gepoltet und Auguste, so heißt der dienstbare Geist des Hauses, schiebt eine ziemlich große Kiste vor sich in die Stube.

„An Ihnen, Fräulein Anniechen, lesen Sie man die Adresse, nee, so was Komisches.“

Annie ist aufgesprungen, sie liest die Adresse, nun weiß sie auch, von wem das Paket kommt.

„Hol' schnell Hammer und Dreheisen, Auguste, aber schnell.“

Jetzt geht sie mit einem Feuerzifer daran, die Kiste zu öffnen. Auguste hilft ihr, der Deckel löst sich und ein wundervoller Duft von Veilchen verräth, ohne daß die schützende Papierhülle entfernt ist, schon den Inhalt der Kiste. Nun hält sie es in der Hand, das schöne Bouquet von Theerosen und Veilchen, hastig greifen ihre Finger nach der kleinen Karte, die beigelegt ist. Da steht: „Einen duftigen Gruß aus weiter Ferne gestattet sich seiner werthen Reisegefährtin zu senden, unter verbindlichster Empfehlung Dr. Herr.“ Seine nähere Adresse steht unten links in der Ecke angegeben.

Annies Herzchen klopft freudig erregt und sie stürzt zu Mama und Papa und zeigt den wundervollen Strauß, von ihrer Reisebekanntschaft hat sie natürlich schon erzählt.

„Da muß ich mich doch bedanken, nicht wahr? Seine Adresse steht unten, in Rußland wohnt er,“ so fragt Annie und der Pastor sagt: „Ja, das thue nur, zumal da er seine Adresse angegeben hat.“ — — —

Dr. Herr hat seine geschäftlichen Angelegenheiten geordnet und kommt in seiner Behausung an. Seine alte treue Haushälterin hat für ihn alles schnell hergerichtet, die Zimmer sind neu tapezirt und gestrichen worden, neue Gardinen sind angestekt, und das ganze Heim macht einen höchst behaglichen Eindruck. Der Herr Doktor soll sich hier wieder wohl fühlen, nachdem er so lange in Deutschland herumgereist ist.

Die Begrüßung zwischen ihm und der alten treuen Seele ist eine äußerst herzliche. Viel hat die Alte zu berichten, alles was während Herrn Doktors Abwesenheit in der Zuckerfabrik vorgekommen ist, erzählt sie ihm, am Schluß ihrer langen Rede meint sie wohlwollend: „Es wäre doch hübsch gewesen, wenn der Herr Doktor sich eine Frau aus Deutschland mitgebracht hätten.“

Die Alte hat recht, ja eine Frau, die fehlt ihm, na vielleicht, vielleicht kommt's bald soweit.

Nachdenklich sitzt er am nächsten Morgen vor seinem Schreibtisch, er hält noch immer das zierliche Briefchen in der Hand, das er nun schon zum dritten mal gelesen hat, welcher warmer herzerfrischender Ton geht durch die Zeilen. Ja anders kann sie ja garnicht schreiben, der Stil des Briefes entspricht ihrem ganzen frischen, munteren Wesen. Annie heißt sie, der Name gefällt ihm, Annie Morgenstern und nun wandern seine Gedanken. Bei einem Punkte bleiben sie stehen, Annie ja, das wäre eine Frau für ihn, er will antworten und sie bitten, mit ihm in Briefwechsel zu treten, brieflich kann man sich ja so gut kennen lernen.

So geschieht's denn auch, sie schreiben sich, Annies Eltern wissen darum und sie hindern es nicht. Wie klug muß der Doktor sein, denkt Annie so oft, seine Briefe sind so gelehrt abgefaßt, was er da nur von den meinen denken muß, ich schreibe gerade so, wie ich sonst schwache. Dem Doktor aber gefielen die Briefe der Kleinen. Häufiger wie zuvor schreibt er, auch durch seine Briefe weht ein immer wärmer werdender Ton, er hat die Kleine lieb gewonnen aus ihren Briefen. Auch sein Bild hat er eines Tages mit beigelegt und gebeten, ihr ein wundervolles Prachtwerk überreichen zu dürfen, sie hat getraut. Als kleine Revanche hat auch sie ihr Bildchen ihm geschickt. Er hält's in den Händen, blickt mit Zärtlichkeit auf das allerliebste Gesichtchen, ja das wäre eine Frau für mich, so spricht's in seinem Herzen. Eines Tages da schreibt er, ein so warmer Ton voll Zärtlichkeit weht durch seine Zeilen, so daß Annies Herzchen schnellere Schläge thut, als sie seine Zeilen liest. In gleichem Ton antwortet sie. Lieb könnte ich ihn auch haben, denkt sie, wenn sie sein Bild in der Hand hält und seine männlich ernstern Züge betrachtet.

An einem Sonntag ist's, Annie ist im Begriff zur Kirche zu gehen, da händigt ihr unten an der Hausthür der Postbote noch ein Briefchen ein, sie läuft schnell zurück in ihr Stübchen, um ihn zu lesen.

Sie liest und liest immer wieder und wieder, da steht's ja, ja da steht's, in innigen Liebesworten fleht er sie an, sie möchte die Seine werden. In überwältigendem Glücksgefühl drückt sie seine Beilen an die Lippen und dann läuft sie zu ihren Eltern und fleht um ihren Segen.

Weihnachten ist gekommen und tief verschneit liegen die Fluren, ein geschäftiges Treiben herrscht überall. Im kleinen Pastorenhäuschen zu S. wird diesmal so ganz besonders heimlich und wichtig gethan, daß die guten Bekannten beinahe etwas dahinter vermuthen.

Annie geht mit träumendem Glückslächeln einher. „Zu Neujahr da kommt er, dann werd' ich seine Braut vor aller Welt,“ so jubelt ihr Herzchen.

Sylvesterabend ist's. Ein solch ungewöhnlich starker Schneefall ist seit lange nicht gewesen, ja wie's immer heißt, sogar die ältesten Leute konnten sich eines solchen nicht entsinnen. Es stimmte sicher, Mutter Holle hatte in diesem Jahr entschieden eine Gold-Marie engagirt, die gar fleißig die Betten schüttelte, in der ganzen Welt flogen nur so die weißen Flocken umher. Unaufhörlich kommt's auch heute noch vom Himmel herunter, die ganze Nacht und die Tage vorher, Schnee, Schnee, nichts als Schnee.

Annie steht am Fenster ihres behaglichen Stübchens und blickt auf die verschneite Landschaft. „Wenn's doch nur aufhörte, ich muß ja zur Bahn“, spricht sie halblaut vor sich hin. Und so ungeduldig klopft ihr Herzchen; ja es ist die höchste Zeit und sie sieht noch einmal, wohl heut schon zum hundertsten mal auf ihre kleine zierliche Taschenuhr, ein Geschenk ihres Vaters zum letzten Weihnachten. Da, na ja nun fährt auch schon der Hotel-Omnibus vor, der sie zur Bahn bringen soll.

Eben sehen die Glocken mit vollem Ton ein und rufen die Andächtigen zur Sylvesterandacht. Annie fährt hinein in den ruhigen weißen Winterabend, um ihren Bräutigam von der Bahn abzuholen.

Wie die Gedanken unaufhörlich in ihrem kleinen Köpfchen wirbeln, beinahe so wie die Flocken hier draußen. Ihr ist doch so eigen zu Muth, so eigen, etwas wie Zagen und Bangen befällt sie, sie, die sonst nur den neckischsten Uebermuth kennt. Einmal nur hat sie ihn gesehen, nun ist sie seine Braut und soll ihn „Du“ nennen, brieflich gings ja ganz gut damit, aber — aber — und soll ihn küssen, nein, nein, das geht nicht, das kann ich nicht, denkt sie.

Und jetzt hält der Omnibus, sie muß aussteigen, der Zug muß jeden Augenblick kommen. Friedrich der Hotelkutscher klettert von seinem hohen Sitz etwas umständlich herab und öffnet den Schlag. Annie springt hastig von ihrem Sitz auf.

„Brauchen sich nicht so zu eilen, Fräuleinchen, der Zug hat eine halbe Stunde Verspätung, von wegen des starken Schneewetters, es ist ja auch rein zu toll in diesem Winter, so was ist ja noch garnicht dagewesen.“

Friedrich hält noch immer dienstfertig den Schlag geöffnet und stampft dabei mit seinen großen Holzschuhen den Schnee fest, damit er wieder warme Füße bekommt. Annie schickt sich nun an in den Wartesaal zu gehen. Gott sei Dank, er ist leer. Sie setzt sich beinahe in den äußersten Winkel, und nimmt mechanisch ein dort liegen gebliebenes Zeitungsblatt in die Hand, wendet es ein paar mal hin und her, denn lesen kann sie natürlich bei der Beleuchtung nicht.

Endlich, eine halbe Stunde, die ihr eine kleine Ewigkeit gedünkt, ist vorüber, der Zug wird gemeldet. Im Nebenraum gehen Thüren auf und zu, der dienstthuende Beamte eilt auf den Perron und auch Annie steht nun draußen, mit hochklopfendem Herzen und

zitternden Knien, ja so hastig klopft das kleine dumme Herzchen, daß sie beide Händchen mit samt der kleinen schwarzen Muffe darauf drückt.

Brausend und schnaubend wie von schwerer anstrengender Arbeit, naht das Ungethüm heran, es war kein Spaß, sich durch alle die Schneemassen hindurch zu arbeiten. Und nun steht er still, der lange, lange Zug, wie in weiße Watte gewickelt sieht er aus, die Schneeflocken haben ihn ganz eingehüllt. Ein — zwei Wagenthüren werden geöffnet und ziemlich am allerletzten Ende noch eine — man hat dort einen Wagen vom D-Zug angehängt. Ein Herr steigt aus — das ist er — und Annie eilt ihm tapfer entgegen, im letzten entscheidenden Moment alles überwindend.

„Franz“ — und sie streckt ihre kleine Hand aus dem Muffchen hervor ihm entgegen.

„Nanu Fräulein Morgenstern, wie kommen Sie denn heute noch hier her?“

„Ach verzeihen Sie, Herr Bergert, ich habe mich geirrt,“ stammelt Annie unter heißem Erröthen, ich wollte meine Tante — hätte sie beinahe gesagt, aber sie besinnt sich noch im letzten Augenblick, er mußte ja den Namen „Franz“ gehört haben, „ich wollte meinen Vetter von der Bahn abholen und nun ist er nicht gekommen.“

„Ist im Schnee stecken geblieben, sagen Sie lieber, ja das kann passieren, ein unglaublich starker Schneefall, unglaublich stark.“ Herr Bergert hatte die Angewohnheit, immer etwas doppelt zu betheuern. „Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Schlitten anbieten?“

„Ich danke vielmals, ich habe meinen Platz im Omnibus belegt,“ und schnell steigt Annie ein. Um Gottes Willen nur nicht länger Rede und Antwort stehen müssen und mit diesem Menschen noch länger zusammen sein brauchen, wo ihr das Weinen näher ist, als alles andere.

Nun ist sie allein, der Omnibus fährt über den weichen Schnee und kein Rädergerassel und Scheibengeklirr, wie es sonst die Omnibuswagen an sich haben, stört sie in ihren trüben Gedanken.

Was ist's mit ihm, wollte er nicht kommen, konnte er nicht, oder war thatsächlich nur der starke Schneefall schuld? Tausend Zweifel füllen das kleine Herzchen, er wollte natürlich nicht. Warum ließ er denn sein Kommen bis auf den letzten Tag? Er hätte ja schon zwei auch drei Tage früher kommen können. Und unaufhörlich fragt's und zweifelt's in dem kleinen ungestümen Ding.

„Ich habe ihn garnicht mehr lieb, nein garnicht, ich schreibe ihm ab, alles, alles ist aus zwischen ihm und mir, was man so auf Reisen kennen lernt — na — ja — —“

„Halten Sie hier an, Friedrich, ich steige schon hier aus,“ und Friedrich hält gehorsamst. „Gute Nacht, Fräuleinchen, vergnügten Sylvester“ ruft er noch.

Nur Papa und Mama jetzt nicht sehen, nur unbemerkt jetzt in ihr Stübchen kommen, und Annie drückt geräuschlos die kleine Seitensforte des Gärtchens auf und schlüpft die Treppe hinauf in ihr Stübchen. Nun ist's auch vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung, sie drückt ihr Köpfchen in das Armpolster des großen altmodischen Sophas und weint, weint unaufhörlich.

„Wo die Annie nur bleibt,“ ungeduldig schauen Pastor Morgenstern und seine Frau in den dunklen Morgen hinaus.

„Der Zug wird Versäumniß haben, Alterchen.“

„Na aber ich bitte Dich, Mutterchen, es ist halb neun, oder hm, sollte —“ und etwas zögernd spricht's der alte Herr aus, „sollte er am Ende garnicht gekommen sein? — Grete sieh doch einmal raus, ob Annie am Ende schon da ist,“ ruft er seiner Vorletzten zu.

Nichts hat in der menschlichen Seele mehr Raum als der Zweifel. So geht es auch Annie, alle Trostesworte wollen nicht helfen, sie weint unaufhörlich fort.

Ein einfacher Schlitten von Strohgeflecht fliegt über die glitzernden weißen Schneemassen dahin; die starken Braunen greifen flink aus, als wollen sie heute noch ihr Ziel erreichen.

Ein einzelner Herr sitzt im Fond des Schlittens, ab und zu fragt er den biederen Rosselenker nach der Gegend.

„Nicht mehr weit bis S., mein Herr, in einer kleinen halben Stunde sind wir da.“

Es hat aufgehört zu schneien, der Mond ist hinter den Wolken hervorgetreten und einzelne Sterne schimmern schon am Firmament. Nach und nach kommen sie alle und leuchten, in nie dagewesener Pracht, so meint der einsame Reisende und er denkt an sein holdes, liebreizendes Bräutchen, der er so ganz ohne sein Verschulden ein Nümmerniß bereiten mußte.

„Na da sind wir.“ Der Schlitten hält vor dem kleinen Pastorenhäuschen, es schimmert noch Licht hinter den geschlossenen Fensterläden und vom kleinen Giebelstübchen fällt ein heller Schein auf die verschneite Straße.

Schlittengeläut? Annie hat's gehört und sie stürzt ans Fenster und sieht hinab auf die Straße, ja täuschte sie sich denn, ja, ja, er ist's, sie fliegt die Treppe hinab. Im nächsten Augenblick liegt sie glücklich schluchzend an seiner Brust, er küßt die nassen Augen und den kleinen liebreizenden Mund und flüstert tausend Entschuldigungen in ihr Ohr, die nun garnicht mehr nöthig sind.

(Nachdruck verboten.)

## Die Menschen nennen es Liebe!

Novelle von H. K. N. S.

I.

Durch den herbftlichen Garten schritt ein jugendliches Paar. Sie eine zarte Schönheit mit schwarzem Vockenköpfchen und feinem biegsamen Gliederbau. Er ein sogenannter „schöner Mann“, mit wohlgepflegtem Bart und ängstlich geschonten Händen.

Sie hieß Klärchen, Klara Ferrand, und war die Enkelin des alten, wunderlichen Professors, der nun schon seit Jahrzehnten in seiner Klausur unweit der Universitätsstadt hauste, allein und einsam, weit und breit berühmt durch seine Sammelwuth und Zerstreuung. Und er? Er war auch ein Gelehrter, aber ein noch unbekannter. Ein ganz junger Privatdozent, den ein Zufall die Bekanntschaft des alten Professors machen ließ, und der nun fast täglich zu ihm hinauswanderte, weil er, außer alten Handschriften, noch etwas anderes bei ihm entdeckt hatte: eine holde Mädchenblume. Nicht etwa eine farbensatte, vollerblühte Rose. Dieser Vergleich hätte schlecht gepaßt zu Klärchens verträumten Augen und ihrem blassen Gesichtchen. Wie eine verwehte Windenranke kam sie ihm vor, eine blaue Convolvulus, die schnell sich schließt, sobald die Mittagssonne sie zu heiß geküßt.

So wanderten die beiden heute wieder miteinander; zu ihren Füßen raschelten welke Blätter und der Oktoberwind zerzte an den rothgefärbten Weinranken der Gartenmauer. Welch süßes Geschöpf! Welch reizendes Geschöpf! dachte Dr. Heinz Ortwin, sich in die feine Profilinie neben ihm versenkend. Und dann überkam ihn der heiße Wunsch, sie an sein Herz, in seine Arme zu ziehen, ihre frischen Lippen zu küssen und ihr zu sagen, daß er sie liebe. Er wurde still und zerstreut.

Klärchen hielt sein Verstummen für Unmuth darüber, daß er den Professor nicht zu Hause getroffen; eine heiße Angst überfiel sie, daß er die gemeinschaftlichen Arbeiten aufgeben, daß er nicht wiederkommen werde. In dieser Angst begann sie ihm von ihrer Kindheit zu erzählen, von all dem Traurigen, das sie bereits erlebt hatte. „Großvater ist gut, sehr gut,“ sagte sie, „aber er hat wenig Familiensinn, er kennt nur seine Sammlungen. Am Begräbnistag meiner Mutter hat er mir das Haar gestreichelt und dabei gemurmelt: ‚Armes Ding, armes kleines Mädchen, das war alles.‘“

„Und in der Verstorbenen betrauert er seine Tochter?“ warf Dr. Ortwin ein.

„Ach nein! Wir waren ihm ganz fremd, als Papa Mama und mich hierher brachte und um Aufnahme für uns bat. Papa ist Großvaters einziger Sohn, aber besonders nahe gestanden haben sie sich wohl nie,“ schloß sie seufzend.

„Und in dieser Einsamkeit haben Sie nun immer gelebt?“

„Ach, wir waren so glücklich, daß wir in diesem Hafen endlich landen durften. Auch waren wir nicht ganz verlassen. Die Frau Bürgermeister, unseres Apothekers Tante, die diesem die Wirthschaft führt und in unserer unmittelbaren Nähe wohnt, war Mamas gute Freundin, ihre Tröster in der letzten Leidenszeit. Ohne sie und unsere brave Minna wäre ich damals wohl zu Grunde gegangen, denn die arme, gute Mutter konnte das Wanderleben nicht ertragen, sie flüchtete dahin und hat sich trotz Landluft und Ruhe nicht wieder erholt.“

Aha — Naturforscher, vielleicht gar Afrikareisender, dachte er. Welch wunderbar gelehrte Familie die Kleine doch hatte! Zwar den Namen kannte er nicht, aber man kann ja auch nicht alles wissen.

Schon öffnete er den Mund zu weiteren Fragen, da erschien in der Gartenpforte, bewaffnet mit einem großen Korb und einem Rechen, Minna, des Hauses treue Wächterin.

„Minna will die vom Sturm herabgeworfenen Kastanien sammeln,“ sagte Klärchen. „In den Nächten wird es schon recht kalt, bald muß man heizen, und in dem Ofen knallen und prasseln die Dinger so lustig.“

„Nun, da wollen wir aber fleißig mithelfen,“ schlug er in einem Anfall knabenhaften Uebermuthes vor.

„Ach ja!“ jubelte Klärchen. Und nun machten sie sich wie zwei fröhliche Kinder an die Arbeit.

Mürrisch und kopfschüttelnd betrachtete Minna die beiden. Je mehr deren Heiterkeit stieg, desto mißbilligender wurden ihre Blicke.

„So 'ne Dummheit!“ pläzte sie endlich los. „Da lassen Sie man lieber gleich die Hand von. Solch feine Herrchens mügen in der Stadt bleiben. Dort giebt's Theaters und Plaisters, die besser vor Sie passen.“

Klärchen stand sprachlos. Bestürzt blickte sie von einem zum andern. „So habe ich Dich ja noch nie gesehen, Minna,“ stammelte sie endlich. „Was hast Du denn? Ich verstehe Dich garnicht.“

„Das ist auch nicht nöthig. Der Herr dort hat mich wohl verstanden, das sehe ich ihm an, und wenn er sich darnach richtet, ist alles in schönster Ordnung.“

Damit hob sie den schweren Korb auf ihre Schultern und ging dem Hause zu.

„Ach, das sind Launen von Küchenmädchen in vorgerückten Semestern,“ versuchte Dr. Heinz zu scherzen, „ich kenne das noch von Hause her. Da gingen wir alle der übeln Laune unserer Rosalie gern aus dem Wege.“

Aber Klärchen schüttelte den Kopf. „Ach nein, Minna kennt keine Launen, denkt nie an sich, lebt nur für uns. Wie treu hat sie für Mama gesorgt und diese gepflegt! Und mich, fürchte ich, verzieht sie noch immer.“

„Und der Vorzug, dieses thun zu dürfen, wird dem alten Siegrim wohl noch als Tugend angerechnet? Glückliche Minna!“ Er flüsterte es heiß und sah ihr tief in die Augen.

Nun verlor Klärchen aber doch ihre Unbefangenheit. Die Kastanien rollten aus ihrer Schürze zur Erde, und sie lief dem Hause zu.

Heinz folgte ihr nachdenklich. Sollte die alte, widerwärtige Person recht haben, sollte er zu weit gegangen sein? Später, auf dem Heimwege, faßte er den Entschluß, nicht wieder zu kommen; die Ruhe des kleinen Mädchens sollte ihm heilig sein. Aber war er es nicht seiner Wissenschaft schuldig, die so werthvolle Bekanntschaft mit dem alten Sonderling weiter zu pflegen? Die Sache

wollte überlegt, wohl überlegt sein. Doch als am nächsten Tage die frühe Dämmerung kaum hereinbrach, war Heinz trotz aller Vorsätze wieder auf dem Wege zu jener Vorstadt. Und als auf den Klang der heiseren Thürschelle Klärchen nun selbst öffnete, schlecht verhehlte Freude in den dunkeln Augen, da hatte er sie plötzlich im Arm gehalten, sie heiß geküßt, leidenschaftliche Liebeschwüre in das kleine, lauschende Ohr geflüstert, Schwüre, an deren Tiefe und Dauer er selber glaubte.

II.

„Hermann sieht nicht gut aus, garnicht gut,“ pflegte die Frau Bürgermeister regelmäßig zu seufzen, wenn ihr Nefse sich unter die tanzende oder spielende Jugend mischte.

Nein, er sah nicht gut aus, der junge Apotheker, mit seiner unansehnlichen Gestalt, der schlechten Haltung und dem fahlen, sommersprossigen Gesicht. Aber er war gut, eine kreuzbrave Haut, eine für alles Große und Schöne begeisterte Seele. Tausendmal besser vielleicht wie manch ein junger Fant, dem er bei Croquet und Lawn-tennis so schmähslich als Folie diente.

Die Frau Bürgermeister, deren Jugend noch im Zeichen von Blindkuh und Fanchon gestanden hatte, fühlte von jeher eine gewisse Abneigung gegen diese modernen Spiele, die sich bis zum Widerwillen steigerte, als sie bemerkte, welch eine traurige Rolle ihr Nefse dabei spielte.

Wie es ihm schonend beibringen, wie ihn davon zurückhalten? Das hatte sie sich während des vergangenen Sommers oft rathlos gefragt. Doch, was waren jene peinlichen Zeiten gegen jetzt, wo er so blaß und traurig, so still und gedrückt einherging!

Ihre treue Mutterforge hatte längst entdeckt, wo es ihm fehle. Nührte doch seine veränderte Gemüthsstimmung von dem Augenblick her, wo im Nachbarhause, bei dem alten Professor, der blonde, junge Privatdozent aufgetaucht war. Klärchen hatte bei ihren täglichen Besuchen in der Apotheke selbst davon erzählt, die Nachforschungen beider so drollig geschildert. Dann kam sie seltener, sprach nichts mehr von dem Fremden, und schließlich blieb sie ganz fort.

Dafür erschien hin und wieder die alte Minna, um der Frau Nachbarin, natürlich in allem Respekt, ihr schweres Herz auszuschnitten.

„So'n oller Windbeutel!“ hieß es da. „Dem möchte man mal ein Licht aufstecken, daß ihm hören und sehen vergeht; vor den bin ich noch viel zu fein mit meinen Redensarten. Thut so, als ob ich nicht ordentlich deutsch mit ihm geredet hätte. Wenn ihm aber das Süßholz-Naspehn über ist, wird er so pöh' a pöh' verdüften. Man kennt ja die Manieren von so 'ne Herrchens. Aber wenn so was unserer Kläre passiert, die überlebt das nicht, die ist wie ihre Mutter; der fraß auch im stillen der Gram das Herz ab.“

Nach solchen Berichten schlief der Apotheker gewöhnlich die Nacht hindurch nicht. Der Sturm, der das Haus umtobe, im Schornstein heule, habe ihn gestört, entschuldigte er des Morgens stets sein überwachtes Aussehen. Es scheine doch allen Ernstes Winter werden zu wollen.

Heute war vorzeitig der erste Schnee gefallen, ihm zu Ehren brannte im Wohnstubenofen der Apotheke ein lustiges Feuer. Rother Dichter tanzten an der Decke, huschten die Wände entlang und gaben dem großen, altväterlichen Gemach etwas ungemein Behagliches.

Frau Bürgermeister, auf ihrem erhöhten Fensterplatz, hinter blühendem Goldblat und stark duftendem Rosenkraut, strickte so eifrig, daß die Stahlnadeln flogen; doch hin und wieder glitt ein bekümmertes Blick zu dem Nefsen herüber, der an seinem Schreibtisch, die Feder in der Hand, vor sich ins Leere starrte.

„Hermann!“

„Tante?“

„Weiter haben wir uns nichts zu sagen?“

„Worüber soll man wohl hier geistreiche Konversation machen?“ versuchte er zu scherzen. „Daß Nachbar Bäckers grauer Vater seinen

gewohnten Platz auf der sonnigen Thürschwelle mit dem warmen Ofenwinkel vertauscht hat, bemerkst Du wohl selbst. Dann haben wir verschiedene Milcharren und Bierwagen Revue passiren lassen, und somit sind wohl die Tagesereignisse erschöpft.“

Sie seufzte. Und von dem, was ihm das Herz schwer machte, die Seele bedrückte, sprach er nie.

Der junge Apotheker erhob sich. „Unten höre ich die Klingel gehen, wohl ein Rezept; da muß ich einmal selbst nach dem Rechten sehen.“

Sie wartete, bis sein müder Schritt auf der Treppe verhallt war, dann sprang sie auf. Wichtig, da lag, wie gewöhnlich, der Band Goethe und aufgeschlagen wieder Egmont. Wie sie sie verabscheute, diese Tragödie, ebenso haßte und verabscheute wie das kleine, blasse Ding nebenan, das es ihrem Hermann angethan hatte mit seinen schwarzen Hexenaugen.

Pfui, Tante Bürgermeister! Das war grundschlecht und auch nicht einmal wahr, denn Du hattest es ja immer gern, das arme, verwaiste Mädchen, obgleich Du längst wußtest, daß Dein Hermann sein ganzes Herz an sie verloren hatte. Wie viel glückliche Pläne wurden nicht im stillen von Dir geschmiedet! Wie wolltest Du lehren, erziehen, damit aus dem Komödiantenkind eine ehrsame Frau Apothekerin würde, der Du das Attribut Deiner Würde, das mächtige Schlüsselbund, dereinst getrostem Herzens überlassen könntest. Nun war alles anders gekommen. Das unbegreifliche Mädchen hatte es zurückgestoßen, das treue Herz, verschmäht das ruhige Geborgensein, das tausend anderen gewiß so beneidenswerth erschienen wäre.

Stolz blickt die alte Frau umher. Die liebe, alte, angestammte Apotheke! Dort im Nebenzimmer war sie geboren; hier durch diese bekränzte Thür einst als glückliche Braut gegangen, um dann später im Wittwenschleier nach dem frühen Tode der jungen Schwägerin an den verwaisten Herd des Bruders heimzukehren für immer. Er, sein Kind, sein Haus waren ihre Welt geworden, und nachdem auch ihn eine Seuche dahin gerafft, hatten die beiden Zurückgebliebenen sich noch enger aneinander angeschlossen.

Der Eintritt des jungen Apothekers unterbrach ihren Gedankengang. Er sah blaß und verstört aus. „Denke Dir, der Bote von nebenan war hier. Den alten Professor hat der Schlag getroffen; es scheint sehr schlimm zu stehen, Aether und dergleichen wurde verlangt. Du möchtest wohl einmal herüber und nachsehen.“

„Sofort!“ Und wie sie ging und stand, in dem weißen Tüllhäubchen und der großen Wirthschaftsjürze, eilte sie hinüber in das Nachbarhaus. Es fröstelte sie. Nun ging es also wieder da drüben an ein Sterbebett. Und es war doch noch garnicht so lange her, daß sie dort der schönen fremden Frau, Klärchens Mutter, die Augen zum letzten Schlummer zugedrückt hatte.

Im Korridor, zwischen aufgestapelten Büchern, feltischen Kriegs-Trophäen und allerlei verstaubtem Gerümpel, traf sie noch den Arzt. Dieser machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Eine einseitige Lähmung, dazu getrübtet Bewußtsein, unterbrochen von Phantasien. Die Nacht würde voraussichtlich recht unruhig werden, doch die alte Dienerin sei ein Juwel und er selbst komme noch einmal nachsehen.

Im Wohnzimmer, vor dessen niedrigen Fenstern die Kastanien ihre fahlen Aeste zu dem grauen Herbsthimmel emporreckten, fiel ihr Klärchen, blaß und zitternd, um den Hals.

„Ach, Tante Bürgermeister, ich wußte ja, daß Sie kommen würden nach uns sehen, ebenso gut, wie ich weiß, daß Großvater sterben muß!“

„Ja, armes Kind, es ist wenig Hoffnung. Bedenke, das hohe Alter! Aber der Sohn, Dein Vater, muß vor allen Dingen benachrichtigt werden.“

„Ach, wenn wir seinen Aufenthalt nur wüßten! Er schreibt so selten, eigentlich nur, wenn er Geld braucht. Und Großvater hat doch selbst nichts mehr ihm zu geben.“

Frau Bürgermeister nickte. „Das war immer die Schraube ohne Ende für den armen, alten Mann. Ja, die Schwäche für den einzigen Sohn hat sich bitter gerächt. Und ich fürchte, der ist nun ganz auf die schiefe Ebene gerathen. Schon das letzte mal, damals, als er Euch brachte, sah man ihm den eleganten Hofschauspieler, den Frauen-Eroberer, wenig mehr an.“

„Als Egmont gewann er meiner armen Mutter Herz, daß sie um feinetwillen Heimat, Eltern, alles verließ.“

„Und so gar kein Glück fand. Du, Kind, warst damals noch so jung —“

„D, doch alt genug, um zu verstehen, daß sie an dem großen Irrthum ihres Lebens elend zu Grunde ging.“

„Ja, das feingewöhnte Patrizierkind konnte sich unter dem leichtsinnigen Künstlervolk nicht zurecht finden; alles dort stieß sie ab, widerte sie an. Die Erinnerung an die sorglose Vergangenheit, das vornehme Vaterhaus wich nicht von ihr, ließ sich nicht bannen.“

„Und haben denn die Eltern der unglücklichen Tochter nicht nachgeforscht, ihr vergeben, sie heimgeholt?“

„Nein, im Gegentheil! Sie hatten sich, seit ihrer Flucht, losgesagt von ihr für immer. Und das wußte sie, das zehrte an ihr. Als sie ihr Ende nahen fühlte, nahm sie mir, als ich einmal nachts bei ihr wachte, das Versprechen ab, den Thron, daheim im fernen Belgien, Kunde von ihrem Ableben zu geben.“ Doch mein Brief kam mit dem Vermerk zurück, die Todte sei ihnen längst gestorben, und in der Familien-Chronik stehe hinter dem Namen „Marion Tornier“ seit vielen Jahren schon ein Kreuz.“

Klärchen fröstelte es. „Schauerlich! Und aus Sehnsucht nach diesen steinernen Herzen starb mein Mütterchen, dessen einziges Unrecht es war, ihrer Liebe gefolgt zu sein.“

„Bedenke nur das alte, vornehme Patrizierhaus! Der verlehte Stolz, die Vorurtheile! Wenn sie ahnten, wüßten, daß ihnen in der weiten Welt ein Enkelkind lebt — — Sollte wirklich Großvater dahingehen — ich dachte schon, man könnte versuchen —“

„Niemals!“ schrie Klärchen auf. „Nieber verhungern, als dort um Aufnahme, um Almosen betteln!“ Dann verschwand der düstere Ausdruck aus ihren Augen und ein seliges Lächeln zog verklärend über ihr blaßes Gesichtchen. Ach, daß sie der lieben, alten Frau noch nicht von ihrer Liebe sprechen durfte, ihr nicht sagen konnte, daß sie an einem treuen Herzen geborgen sei für immer!

„Wie Du willst, Kind,“ meinte Tante Bürgermeister. „Aber Du und Minna, Ihr müßt noch einmal in alten Briefen nachsehen, ob sich Deines Vaters Adresse vorfindet.“

„Könnte Hermann das nicht besorgen? Er ist so verständig und weiß Rath für alles.“

Frau Bürgermeister bekam einen rothen Kopf, aber sie biß sich auf die Lippen. So war es immer gewesen, seitdem das Mädchen als halbwüchsiges Ding hier ins Haus gekommen war. „Hermann muß helfen, Hermann weiß gewiß Rath, da will ich doch gleich Hermann fragen.“ So hatte es immer geheßen. „Der gestreue Brakenburg,“ — das war seine traurige Rolle.

Tante Bürgermeister lächelte trübe, als sie in der Abenddämmerung über die stille Straße heimging, um ihm, der gewiß schon ungeduldig wartete, traurige Kunde zu bringen.

Klärchen, allein geblieben, lehnte die Stirn an die regenfeuchten Fensterscheiben. Ach, wenn Heinz nur käme, durch seine Nähe ihr das Schreckliche, Schwere tragen helfen könnte!

Horch, die Hausglocke! Hatte die Sehnsucht ihres Herzens wirklich die Macht gehabt, ihn herzuführen? Sie flog hinaus, um zu öffnen; viel zu langsam wich der große, unbeholfene Riegel. Doch das war ja garnicht Heinz! Der Mann im schädigen Ueberrock und zerbeulten Zylinder — das war — großer Gott, das war ja — der Vater!

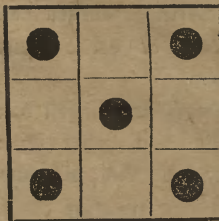
(Fortsetzung folgt.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Zahlenquadrat.



In die neun Felder dieses Quadrats sind neun aufeinanderfolgende Zahlen derart einzutragen, daß die Summe jeder wagerechten Reihe, jeder senkrechten Reihe und jeder der beiden durch schwarze Felder bezeichneten Diagonalreihen 45 ist.

### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, tournirt auf folgende Karte d 10. Der Skat liegt jedoch so schlecht und die Karten sitzen so unglücklich, daß er das Spiel mit Schneider verliert.

a, c, dB, aA, D; b10, D; cK, 9; d9.



Die Gegentrümpe sitzen nicht alle in einer Hand. H hat 19 Augen mehr in seiner Karte, als V. Was lag im Skat, was wurde gedrückt und wie ging das Spiel?

### Auflösung des Bilderräthfels.

Botaniker.

### Auflösung des Gegensatzzräthfels.

Eckig	—	rund
innen	—	außen
dicke	—	dünn
kalt	—	warm
Schmach	—	Ehre
essen	—	trinken
Gebirge	—	Thal
reiten	—	fahren
jung	—	alt
niedrig	—	hoch
schweigen	—	reden
träge	—	emsig
geben	—	nehmen

Radwettkahren.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger: W. Kb4, Db3, Th5, La1, e3, Sf5.)

Schw. Ke6, Td5, Be7, f6.)

1. Kb4—c4, beliebig. 2. D oder K durch Abzugsschach Matt.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Ludwig Mübiger, Heinrich Jasiak, Ludwig Lehner, Garstk, Franz Grosse, F. Bock, Richard Förster, Maruste, Arthur Lehming, Otto Grosse, Kühn, Herbert Gehmann, Franziska Gröger, Fritz Kroner, Richard Miß, Schaffstädter, Erich Reiß, Elizabeth Stief, Anna Neklaff, Bromberg, Bruno Krystkiewicz, Fritz Nau, Prinzenhal, Anna Freudrich, Carl Haase, Schlenkenau, Otto Link, Galuba, Arno Schmechel, Helene Becker, Bukofzer, Ludwig Grundtmann, Else und Hans Klett, Bromberg, Käthe Engelhardt Essen (Ruhr).